

(Nachdruck verboten.)

19]

Die Inselbauern.

Roman von August Strindberg. Deutsch von Emil Schering.

Als Frau Floß an die Landungsbrücke hinunterkam, um die aus der Stadt Heimkehrenden zu empfangen, war Carlsson so freundlich und bescheiden, daß die Alte sofort merkte, es war etwas dazwischen gekommen.

Nach dem Abendbrot ließ sie ihn in die Stube eintreten, damit er das Geld aufzähle. Er mußte sich setzen und berichten. Aber das ging träge; der Knecht schien keine Lust zu haben, etwas mitzuteilen; doch die Alte ließ nicht locker, bis er mit seinem Reisebericht herausrückte.

„Nun, Carlsson,“ forschte sie, „er ist doch auch bei Professor gewesen, nicht wahr?“

„Ja, natürlich war ich dort,“ antwortete Carlsson, der augenscheinlich von der Erinnerung unangenehm berührt wurde.

„Nun, wie geht's ihnen?“

„Sie lassen alle auf dem Hof grüßen; sie waren so freundlich, mich zum Frühstück einzuladen. Es war sehr fein in der Wohnung, und wir haben auch was Gutes gekriegt.“

„Was hat er denn Gutes gekriegt?“

„O, wir haben Hummer mit Schwampignons gegessen und dazu Porter getrunken.“

„Da hat er wohl auch die Mädchen gesehen, Carlsson?“

„Ja gewiß,“ antwortete Carlsson freimütig.

„Und die sind sich gleich geliebt, nicht wahr?“

Das waren sie nun allerdings nicht; das würde aber die Alte zu sehr gefreut haben; darum antwortete Carlsson nicht darauf.

„Ja, sie waren sehr nett! Wir sind abends in Berns Salon gewesen, um uns die Musik anzuhören; da habe ich sie mit Sherry und belegten Brötchen traktiert. Es war, wie gesagt, sehr nett.“

In Wirklichkeit war es aber durchaus nicht nett gewesen; die Sache war nämlich ganz anders verlaufen.

Carlsson war in der Küche von Dina empfangen worden, denn Ida war ausgegangen; an der Ecke des Küchentisches hatte er dann eine halbe Flasche Bier getrunken. Dabei war die Frau des Professors in die Küche gekommen und hatte zu Dina gesagt, sie solle einen Hummer holen, da abends Besuch komme; dann war sie wieder gegangen.

Als Carlsson mit Dina wieder allein war, wurde die etwas verlegen; schließlich kriegte Carlsson aus ihr heraus, daß Ida seinen Brief empfangen und ihn eines Abends, als ihr Bräutigam dagewesen, laut vorgelesen habe; das war in der Kammer geschehen, wo der Bräutigam Porter trank und Dina Champignons reinigte. Und sie hatten sich halb tot gelacht. Zweimal habe der Bräutigam den Brief gelesen, laut wie ein Pastor. Am meisten hatten sie sich über den „alten Carlsson“ und seine „letzten Stunden“ amüsiert. Als sie zu der Stelle von „Versuchungen und Irrwegen“ kamen, hatte der Bräutigam — er war Bierfahrer — vorgeschlagen, nach Berns Salon in die Versuchung zu gehen. Und sie waren dorthin gegangen und wurden von dem Bräutigam mit Sherry und belegten Brötchen traktiert.

Ob nun Linas Erzählung Carlssons Sinn erregt und sein Gedächtnis erschüttert hatte; oder ob er sich so lebhaft in die Kleider des Bierfahrers gewünscht, daß er sich in dessen angenehme Lage als Wirt versetzt, sich mit dem Hummer essenden Gast verwechselt, den Porter des Bräutigams getrunken und Linas Champignons gegessen hatte — genug, er stellte der Alten die Sache so dar, daß er die Wirkung erzielte, die er beabsichtigte; und das war die Hauptsache.

Nachdem er so weit gekommen war, fühlte er sich ruhig genug, um zum Angriff überzugehen. Die Burschen waren auf See, Rundqvist hatte sich niedergelegt, und die Mädchen waren für diesen Tag fertig geworden.

„Was ist das für ein Geschwätz, das hier im Kirchspiel umläuft; das ich überall hören muß?“ begann er.

„Was schwätzt man jetzt wieder?“ fragte Frau Floß.

„Ach, es ist das alte Geschwätz: wir dächten daran, uns zu verheiraten.“

„Ja, das ist nichts Neues; das haben wir so oft gehört.“

„Aber es ist doch ganz unglaublich, daß die Leute behaupten, was nicht wahr ist! Das ist mir ganz unbegreiflich,“ sagte der listige Carlsson.

„Ja, was sollte er, der junge, hübsche Kerl, auch mit einem alten Weib, wie ich bin, anfangen?“

„O, was das Alter betrifft, damit hat's keine Gefahr. Darf ich für mein Teil sprechen: sollte ich einmal denken, mich zu verheiraten, so wäre es nicht mit einer Dirne, die nichts kann und nichts weiß; denn seht, Tante, die Lust ist eins und sich verheiraten ein anderes! Denn die Lust, die weltliche Lust, vergeht wie ein Rauch, und die Treue ist wie Kautabak, wenn ein anderer kommt, der Zigarren spendiert. Seht, so bin ich, Tante: mit der ich mich verheirate, der halte ich auch Treue; und so bin ich immer gewesen, und wer etwas anderes sagt, der lügt.“

Die Alte spitzte die Ohren und merkte die Anspielung.

„Aber Ida? Ist es nicht Ernst zwischen ihr und ihm?“ untersuchte sie.

„Ida, ja, die ist ja an und für sich ganz gut; ich brauchte nur den Finger nach ihr auszustrecken, dann hätte ich sie! Aber, Tante, sie hat nicht die rechte Gesinnung; sie ist weltlich und eitel, und ich glaube, sie wandelt sogar auf unredlichen Wegen. Uebrigens muß ich sagen, ich fange an alt zu werden, und habe keine Lust zum Schäkern mehr. Ja, gerade heraus gesagt: sollte ich ans Heiraten denken, so würde ich eine ältere, verständige Person nehmen, eine, welche die rechte Gesinnung hat. Ich weiß nicht recht, wie ich mich ausdrücken soll, aber Ihr versteht mich doch wohl, Tante, denn Ihr habt ja die rechte Gesinnung; ja, die habt Ihr.“

Die Alte hatte sich am Tisch niedergelassen, um Carlssons Winkeltzüge besser verstehen zu können, damit sie nicht die Gelegenheit versäume, ihr Amen zu sagen, wenn er mit seinem Ja herausrückte.

„Aber sag er mal, Carlsson,“ begann sie ein neues Garnende, „hat er denn nicht an die Witwe von Obassa gedacht, die allein steht und nichts Besseres verlangt, als sich wieder zu verheiraten?“

„Ach nein, die kenne ich wohl, aber die hat nicht die rechte Gesinnung: wer mich haben will, der muß die rechte Gesinnung haben! Geld und äußeres Getue und seine Kleider, das macht auf mich keinen Eindruck, denn so bin ich nicht! Und wer mich wirklich kennt, der kann nichts anderes sagen.“

Der Stoff schien nun von allen Seiten benagt zu sein; einer mußte das letzte Wort sagen, solange es noch möglich war.

„Nun, an wen hat er denn gedacht, Carlsson?“ fragte sich die Frau einen kühnen Schritt vor.

„Gedacht? Gedacht! Man denkt dies und das; ich habe überhaupt noch nichts gedacht. Der etwas denkt, der spreche; ich schweige! Man soll nachher nicht sagen können, ich habe jemanden verlockt: von der Gesinnung bin ich nicht.“

Die Alte wußte jetzt nicht recht, wo sie zu Hause war; und sie mußte sich noch einmal vortastet.

„Ja, aber lieber Carlsson, wenn er Ida in Gedanken hat, dann kann er doch nicht in vollem Ernst an eine andere denken.“

„Ida, nein, die Fuchsin will ich nicht geschenkt haben! Mein, etwas Besseres muß es sein; Kleider am Körper muß sie wenigstens besitzen; und hat sie noch etwas mehr, so schadet es auch nichts; doch sehe ich nicht darauf, denn so bin ich, das ist meine Gesinnung.“

Jetzt war man so viele Male hin- und hergefahren, daß man in die Gefahr kam, sitzen zu bleiben, wenn die Alte sich nicht noch einen Ruck gab.

„Nun, Carlsson, was würde er sagen, wenn wir beide uns zusammen täten?“

Carlsson wehrte mit beiden Händen ab, als wolle er sofort vom ersten Augenblick an jeden Verdacht einer solchen Niedrigkeit verjagen.

„Aber das kann doch gar nicht in Frage kommen!“ beteuerte er. „Daran wollen wir nicht einmal denken, geschweige denn davon sprechen. Was würden die Leute

Schwaben: ich hätte sie fürs Geld genommen. Aber so bin ich nicht, und das ist nicht meine Gesinnung. Nein, über die Sache wollen wir kein Wort mehr verlieren. Versprecht mir das, Tante, und gebt mir die Hand darauf (er streckte seine Hand aus), daß wir nie wieder davon sprechen! Gebt mir die Hand darauf!

Frau Flod aber wollte ihm nicht die Hand darauf geben, sondern sie wollte gerade die Sache gründlich besprechen.

„Warum soll man nicht von dem sprechen, was sich doch zutragen könnte? Ich bin alt, das weiß er, Carlsson, und Gustav ist nicht der Mann dazu, den Hof zu übernehmen. Ich brauche jemanden, der mir zur Seite steht und hilft; aber ich verstehe wohl, daß er sich nicht für andere berbrauchen und sich nicht für nichts abradern will: darum weiß ich mir keinen anderen Rat, als daß wir uns verheiraten. Die Leute lasse er nur schwagen; sie klatschen doch sowieso! Hat er nichts Besonderes gegen mich, Carlsson, so sehe ich nichts, was uns hindern sollte. Was hat er denn gegen mich?“

„Gegen Euch habe ich nichts, Tante, durchaus nichts; aber dieses dumme Geschwätz; und übrigens Gustav wird uns das nie vergessen.“

„Ach was, ist er nicht Manns genug, den Jungen im Raum zu halten, so werde ich's schon besorgen. In die Jahre bin ich ja schon gekommen, aber so alt bin ich denn doch noch nicht, und ich muß ihm unter vier Augen sagen, Carlsson... wenn's drauf ankommt, bin ich noch ebenso gut wie ein Mädchen.“

Das Eis war gebrochen. Nun kam eine Flut von Plänen und Beratungen, wie man sich Gustav mitteilen und wie man es mit der Hochzeit machen sollte.

Die Verhandlungen dauerten lange, so lange, daß die Alte den Kaffeekessel aufsetzen und die Brantweinflasche hervorholen mußte. Bis tief in die Nacht hinein dauerten die Verhandlungen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

3]

Ein Pogrom.

Von Tage Mabelung.

Unter diesen Existenzen hatte die Roselin ihre Agenten. Sie blieb zwischen ihnen einen Augenblick stehen, wechselte hastig flüsternd einige Worte und steckte ihnen einen Silberrubel zu. Selbst hielt sie sich im Hintergrund, während ihre verdächtigen Helfershelfer sich durch die Menge ein und aus schlängelten und sie stachen wie Schlangen. Es bildeten sich kleine Gruppen.

Eine von ihnen wurde größer. Mitten im Kreise stand ein zerlumpter Bursche, der eine Rede hielt:

„Ja, weshalb verloren wir den Krieg, frage ich? Waren es etwa nicht die Juden, die Stössel und die anderen Generale und Admirale bestachen, damit sie sich schlagen ließen, daß das ganze Rußland in die Hände der Japaner käme? Die haben ja auch keinen Heiland. Seht, daher kommt das. Aber als die Japaner die heilige russische Erde betraten, mußten sie ja haltmachen, das ist sicher...“

Aber dann warfen sie und die Juden ihr Geld zusammen und unterboten alle Eisenbahn- und Postleute, alle Fabrikarbeiter und Studenten und Seminaristen, um Streik und Aufruhr im Lande zu erregen. Ja, und während sie bei den Streiks verdienen, sitzen alle guten russischen Arbeiter ohne Arbeit da und hungern. Das Brot wird noch mal so teuer, und Tee und Zucker und Tabak werden alle... Was ist das Leben ohne das, was? Man will arbeiten, aber darf nicht. Aber so kam's, daß Trepow, General Winn und Dubasow in Gottes und des Kaisers Namen angriffen, und da hatten die Juden und die Japaner ja keinen anderen Ausweg, als den mit der Duma. Da kamen nur Juden hinein. Sie bezahlten mit dem Golde, das sie den Rechtgläubigen ausgesaugt hatten. Und wovon reden die dadrin, frage ich? Ja, was denn anderes, als worüber immerzu hier im „Volkshaus“ gesprochen wird. Das Land soll den Bauern genommen werden, sagen sie, und der Zar gehängt werden, gerade wie früher bei den Deutschen. Freiheit wollen sie haben. Als ob wir nicht frei wären! Sind wir Leibeigene, was? ... Nein, sie wollen Freiheit, um — ich will's euch sagen — um den einzig wahren Glauben zu verbieten und alle Rechtgläubigen zu beschneiden. Das wollen sie. Sie verbieten unsere alten Feiertage und erfinden neue. Wie jetzt den ersten Mai. Sie wollen die Läden heute schließen und Teufelsmesse halten im „Volkshaus“. Ja, ja, sie wollen! — Sollen wir uns das gefallen lassen? Nein, sage ich, laß sie nur probieren! Wir sind Väterchen, des Zaren, treue Untertanen und rechtgläubige Christen. Sind wir das nicht? Brüder! Ja wir sind!

Zwei Bursche kamen mit einem Eimer Brantwein. Sie drängten sich durch die Menge zum Redner. Die „Goldene Garde“ kam schreiend hinterher.

Der Redner senkte ein Glas in den Eimer und zog es gefüllt heraus.

Eine Menge anderer Gläser kamen gleich in Tätigkeit, und der Eimer machte die Runde.

„Ja, trinkt nur, Kameraden, ein Glas aus diesem Eimer, den gut russische Hausväter und treue Untertanen am heutigen Markttag spendiert haben! Gutes Geschäft, Freunde! Hoch lebe Väterchen, der Zar! Prost! Wir wollen unsere Leiber für ihn aufs Schlachtfeld betten, alle unsere Knochen, uh—uh...“

Der Redner kam vor trunkener Nüchternung nicht weiter, und der Saufe zerstreute sich.

Um 6 Uhr öffnete man die Kaufläden, die Bauern gingen hinein, um etwas zu erstehen. Die Straße wurde leerer. Die Leute besorgten ihre Geschäfte.

Eine gute Stunde später versammelten sich ungefähr 50 Männer und Frauen im Volkshaus. Auf ihren Gesichtern konnte man lesen, daß sie zur radikalen Jugend gehörten. Die Weiber trugen schmucklose Kleider. Einige hatten sich nach alter nihilistischer Tradition die Flechten abgeschnitten. Die Männer führten sich durchs Haar, gesüßlierten und unterhielten sich eifrig über die Bedeutung des Markttag als Festtag für das Proletariat der ganzen Welt. Die schwarzen russischen Blusen, die Nationaltracht der Fabrikarbeiter, gaben ihnen ein düsteres Gepräge. Man sah, daß sie den sozialistischen Organisationen angehörten.

„Wo bleiben nur die andern? Ist die Versammlung abgesetzt, oder soll sie außerhalb der Stadt abgehalten werden?“ hörte man vereinzelt fragen. „Der Pförtner sagt's. Sollen wir bleiben oder warten? Wo ist die Miliz?“

Im selben Augenblick kam ein Vorstandsmitglied eilig zur Tür herein.

„Ich möchte um einen Augenblick Aufmerksamkeit bitten“, begann er schnell und ernst. „Wie Sie wissen, war es ursprünglich unser Gedanke, den Markttag in diesem Hause zu feiern, das mit Recht das unsere heißt. Von hier wollten wir in einer Prozession durch die Stadt marschieren und alle auffordern, die Arbeit einzustellen. Aber verschiedene Umstände haben uns veranlaßt, nach Verständigung mit den Leitungen Ihrer Organisationen, diesen Beschluß zu ändern. Gestern abend wurde es beschlossen und, wie ich glaube, allen mitgeteilt. Wie Sie wissen, fällt heuer der Markttag mit dem Nikolimarkt zusammen. Viele Landbewohner sind hereingekommen, und man konnte sich denken, daß die lichtscheuen Elemente der Stadt die Gelegenheit benutzen würden, im trüben zu fischen und Ausläufe und Gewalttätigkeiten herbeizuführen. Die Zeiten sind unruhig und die Gemüter in Erregung. Eine Kleinigkeit kann unberechenbare Folgen haben, und wir dürfen nicht eine Versammlung von Tausenden von Menschen einer Panik aussetzen. Sie entsinnen sich der Oktobertage im vorigen Jahr. Unsere Miliz ist auch nicht so stark wie früher. Sie kann nicht das Volkshaus gegen eine Menschenmenge von mehreren Tausend verteidigen.“

Die Gendarmen und die reitende Polizei werden offenbar gegen uns sein. Ich kann Ihnen sagen, daß wir eine Depeche empfangen haben, die das andeutet. Die Ordnungspolizei ist machtlos. Der Gouverneur hat uns mitgeteilt, daß es nicht in seiner Macht stünde, für die Sicherheit der Versammlung in der Stadt zu garantieren. ... Wie meinen Sie? Nein, entschuldigen Sie! Der Gouverneur hat sich bei jeder Gelegenheit loyal gezeigt. Unsere Stadt ist die einzige, die in diesen Schreckenszeiten kein Pogrom aufweisen kann, ist die einzige in ganz Rußland, die trotz der steigenden reaktionären Flut konstitutionell nach dem Wortlaut des Freiheitsmanifestes regiert wird... Also die Maidemonstration findet vor der Stadt im alten Lager statt, und ich bitte diejenigen, die daran teilnehmen wollen, sich dorthin zu begeben... Ob die Kaufleute nicht aufgefordert werden sollen, zu schließen? Ja, es ist schon eine Deputation gewählt, die sich im geeigneten Zeitpunkt in Bewegung setzt. Man muß warten, bis sich die Bauern mit Waren versehen haben. Viele haben einen weiten Weg gemacht... Und nun, Kameraden, auf Wiedersehen draußen im Lager!“

Alles ging. Im „Volkshaus“ blieb nur der Pförtner zurück.

Kurz danach ging die Deputation von Laden zu Laden und forderte die Kaufleute auf, zu schließen. Ihr Wunsch wurde augenblicklich erfüllt. Viele von den Angestellten sympathisierten mit den radikalen Ideen, und die Kaufleute fügten sich am liebsten allen Teilen. Wer weiß, wer morgen die Uebermacht hat! Die großen Türen drehten sich knarrend, und die gewaltigen Schlüssel und Schloßer rasselten und fielen zu; die Bauern sahen sich einander mit offenem Munde an. Viele von ihnen hatten die bestellten Waren noch nicht ausgeliefert erhalten. Andere hatten noch gar nicht an den Einkauf gedacht.

In weniger als fünf Minuten war in der ganzen Geschäftstraße alles geschlossen und verriegelt.

In den nächsten fünf Minuten folgten die anderen Straßen diesem Beispiel. Die Türen knarnten, die Schloßer schnappten zu, und alles wurde still wie an einem hohen Festtag. Auch die Bauern standen stumm in Gruppen, umponnen von denselben Schmarobern des Böbels wie vorher. Es lag ein Unwetter in der Luft. Man fühlte den Odem eines großen Tieres.

Gleichzeitig mit der Schließung streikten alle Schulen: Gymnasien, Realschule und die technische. Die ältesten Schüler erklärten nach der ersten Stunde, sie gingen für heute. Alle anderen, bis zu den Knirpsen in den Vorschulklassen, taten dasselbe.

Ein Duzend kleine und große Schulungen kamen auf dem Heimweg auf die Brücke, die die alte Stadt mit der Geschäftsstraße verbindet.

Getrost gingen sie auf die Menschenmauer zu. Als sie dicht herangekommen waren, rief plötzlich eine wilde und gurgelnde Stimme:

„Schlagt sie nieder! Schlagt sie nieder!“ und die Mauer wälzte sich vornüber. Es sah aus, als hätte sie gestanden, mit dem Gleichgewicht gekämpft und plötzlich den entscheidenden Stoß bekommen.

(Fortsetzung folgt.)

An der Wiege der Mark.

Brandenburg an der Havel, die „alte Ebur- und Hauptstadt“, wie sie von ihren eingewohnten Bewohnern heute noch nicht ohne heimlichen Stolz genannt wird, teilt mit anderen alten Städten der Mark das Los, nach einer bedeutsamen Vergangenheit nun schon lange im Schatten der neuen Reichshauptstadt zu stehen, die allen Glanz an sich gezogen hat. Wer heute Brandenburg vom Staatsbahnhof her betritt, fühlt sich zunächst ganz in eine Kleinstadt versetzt, und erst wenn man einige hundert Schritte weiter den Gleisen der auch recht kleinstädtisch anmutenden Pferdebahn gefolgt ist, wird man durch die ausgedehnten Fabrikanlagen der Brennaborwerke daran erinnert, daß man sich in einer nicht unbedeutenden Industriestadt befindet. Besichtigungswert ist aber Brandenburg — von der landschaftlich zum Teil recht reizvollen Umgebung abgesehen — heute doch hauptsächlich nur noch wegen seiner Baudenkmäler aus jener Zeit, wo die Spreestädte Berlin-Cölln noch respektvoll vor der älteren Schwester an der Havel zurücktraten.

Zunächst wird freilich das Auge des Besuchers, wenn er der erwähnten Pferdebahnlinie weiter folgt, durch einige moderne Bauten angezogen, von denen ein bei der Annenbrücke dicht am Stadtkanal stehendes Wohnhaus, eine Schöpfung Schulze-Naumburgs, sich durch seine harmonische, der Lage prächtig angepaßte Architektur auszeichnet. Die von der Brücke bis zum Rathaus führende breite Annenstraße weist neben meist älteren nüchternen Bürgerhäusern noch einige bemerkenswerte öffentliche Bauten (Post, Bankvereinshaus) auf, sowie verschiedene neuzeitliche Geschäftshäuser, zwischen denen das ehemalige Kurfürstehaus, das mit seinem reichverzierten Giebel einst gewiß recht „fürnehm“ auf die umliegenden Bürgerhäuser herabgeschaut hat, nun zusammengebuddelt steht.

Das gegenüberstehende Rathaus selbst hat vielfache Um- und Anbauten erfahren, die seine ursprüngliche Gestalt kaum noch erkennen lassen. Nur das mächtige steil ansteigende Dach, zu dem der nachträglich angebrachte Turm, ein sog. „Dachreiter“, nicht recht paßt, und die breitausladenden Giebel der Ostfront geben noch eine Vorstellung der einstigen charaktervollen Bauart des Gebäudes, dessen Vorderseite übrigens zuerst dort gewesen sein soll, wo jetzt sich die Rückfront befindet. Der gotische Backsteingiebel, der dort über das Dachergewirt der den ehemaligen Rathaushof bedeckenden Bürgerhäuser emporragt, gibt noch Kunde von den Schilbbürgerstreichen, über die noch der alte Ziegler, Brandenburgs demokratischer Oberbürgermeister in der völkermärtyrigen Zeit, die Schale seines Hornes ausgoß.

Unangefastet aber steht seit Jahrhunderten vor dem Rathaus der massige, mit primitiver Kunst aus Stein gehauene Roland, dessen Nachbild jetzt auch den Eingang zum Märkischen Museum in Berlin bildet. Er gilt als Wahrzeichen der eigenen Gerichtsbarkeit, die Brandenburg bereits 1324 in seinem weitberühmten Schöppenstuhl verliehen ward mit der Maßgabe, daß hier „alle Städte der Mark als in oberster Stätte Recht suchen sollten.“

Vom anderen Ende der Steinstraße, die hier am Rathaus ihren Anfang nimmt, grüßt ein nicht minder ehrwürdiger Zeuge des Mittelalters herauf: der Steintorturm, einer jener runden, runden Türchen, wie sie dem Wanderer in der Mark häufig in alten Städten begegnen, wenn auch nicht immer in so gut konservierter Haltung wie dieser hier. Das Weichbild der Stadt, zu dessen Schutze er einst errichtet ward, ist jetzt weit hinausgerückt, und der Turm dient nun als Altertumsmuseum. Von Fremden wenig und von Einheimischen noch seltener besucht, pflegt sich um die Sonntagsmittagszeit, wenn seine Pforte geöffnet ist, die Brandenburger Schuljugend bei dem altersgrauen blinden Turme zum Besuche einzufinden, denn seine dunklen Stiegen und Gänge bieten die schönsten Schlupfwinkel. In den kreisrunden Gemächern der oberen Stockwerke hat der Historische Verein Brandenburgs mit seinen Altenblinden und Schweinslederhänden sein Domizil aufgeschlagen, und in den Rissen ringsherum twimmelt es in diesem Kulturnest historischer Gelehrsamkeit von mehr oder minder interessanten, auch kunstgewerblichen Altertümern. Von der Rinne des Turms bietet sich eine hübsche Rundsicht auf die Stadt dar.

An den Steintorturm stoßen noch Reste der alten Stadtmauer, die gleichfalls pietätvoll erhalten werden. Die Stadt selbst hat sich, wie schon erwähnt, über diese Grenze beträchtlich hinausgedehnt, und bei der Fortführung der in Richtung verlaufenden Jakobstraße stieß man auf ein weiteres Stück Mittelalter: die kleine St. Jakobs-Kapelle. Als Verkehrsbehinderung hätte sie eigentlich verschwinden müssen, wenn man sie nicht liebend einige Schritte beiseite gerückt hätte. Da steht sie nun besüßsam aufbewahrt in

ihrer Ede, wo sie die moderne Welt nicht mehr stört, und eine Inschrift kündet den klugen Streich, den man mit ihr vollführt.

kehren wir nun zum Rathaus zurück und schlagen wir dabei den an der alten Stadtmauer entlang führenden Weg durch die Grabenpromenade ein, die den früheren schlammgefüllten Stadtgraben in üppig grüne Rasen- und Blumenflächen verwandelt hat, so kommen wir an einem der schönsten Baudenkmäler der Mark, der prächtigen St. Katharinenkirche, vorüber. Sie steht ziemlich versteckt an einem mit hohen alten Bäumen bestandenen Platze. Der erst später als Ersatz für seinen eingestürzten Vorgänger angebaute Turm stört mit seiner plumpen Gestalt etwas den harmonischen Eindruck, den das herrliche Bauwerk sonst durch seine reichverzieren Fassaden macht, die wahre Meisterwerke der Backsteingotik darstellen. Auch das Innere der Kirche ist sehenswert.

Um zu jenem Teile Brandenburgs zu gelangen, der als ältester gilt und daher auch als die eigentliche Wiege der Mark bezeichnet werden kann, gehen wir nun am Rathaus vorbei, über den Mollenmarkt, wieder an einem altertümlichen Torturm vorüber und kommen über den Mühlenstamm nach Dom-Brandenburg, das heute noch einen besonderen Gemeindebezirk für sich bildet. Die beiden Dämme, die jetzt die Stadt mit der Dominsel verbinden, sind Menschenwerk; einst flutete hier die Havel, deren Gewässer nun in das Joch von Mühlenrädern gebeugt sind, frei um das Stück Land, von dem die Mark ihren Namen trägt. Denn hier stand die Brennaburg, das wendische Brennabor, um dessen Besitz vor tausend Jahren Deutsche und Wenden fanatische Kämpfe geführt haben, bis das wechselvolle Kriegsglück die Deutschen dauernd zu Siegern machte. Wer heute den von einem Hause mittelalterlicher Romantik umwetzten Platz betritt, spürt nichts mehr von Erinnerungen an blutige Schlachten. So still und friedsam ist es hier, daß kaum der Lärm der nahen Fabrikstadt in diesem Stück traumerfunktener Poesie hereintönt. Eine grünumpfonene Mauer umschließt den eigentlichen Dombezirk, in dem die ehemalige Dombelane (jetzt Generalkvwohnung), die Ritterakademie und die Domkirche sich befinden. So unähnlich die letztere von außen scheint, so sehr überrascht ihr Inneres durch Reichtum an kunstgeschichtlichen Altertümern. Ein kundiger Klüster besorgt die Führung. In der Mitte des Hauptschiffes führen einige zwanzig Stufen zu dem Altarraum hinan, in dem sich die mit heraldischen Schmuck überreich gezierten Stühle der zwölf Domherren befinden, zu denen bekanntlich auch Fürst Wilow gehört. Alljährlich zu Michaelis findet hier eine Zusammenkunft dieser pfündengesegneten Würdenträger statt, wobei auch eine Sitzung unter dem ganz mittelalterlich anmutenden Gewölbe der „bunten Kapelle“ abgehalten wird. Hier wie in der Krypta wird das Dedengewölbe von Säulen mit kunstlosig gemauerten Kapitälchen getragen, die symbolisch auf den Schwanenorden, den einstigen Verweser des Stifts, hindeuten. Unter den zahlreichen Reliquien aus katholischer Zeit, die in dem Dome aufbewahrt werden, befindet sich ein Modell der Marienkirche, von der noch an anderer Stelle gesprochen werden soll. Erwähnenswert ist schließlich noch ein kleiner Architektenscherz, der sich am Dompportal befindet. Es ist die in Stein gemeißelte Fabel vom Fuchs, der den Gängen predigt, um sie am Ende zu erwürgen, womit offenbar die Rolle der Geißlichkeit im Mittelalter satirisch behandelt ist. — Veinahe wäre der Brandenburger Dom übrigens noch in neuerer Zeit einmal zum politischen Schauplatz geworden, wenn die aus dem rebellischen Berlin verjagte preussische Nationalversammlung, die hier vom 27. November bis 6. Dezember 1848 ihre Sitzungen abhielt, einer Aktion überhaupt fähig gewesen wäre.

Vom Dom führt der Grillendamm hinüber nach Altstadt-Brandenburg, in welcher als altertümliche Bauwerke das Rathaus und die St. Gotthardskirche hervorragen. Auch zwei alten Tortürmen begegnen wir hier noch. Zwischen beiden zieht sich die Ballpromenade hin, deren Mittelweg auf dem ehemaligen Stadtwall hinführt, während die beiden Seitenwege, von uralten Bäumen beschatet, den früheren Ballgräben folgen. Vom Ende der Promenade führt, am „Volksgarten“ (dem Versammlungslokal der Brandenburger Parteigenossen) vorbei, ein Weg zur „Bismardhöhe“, wie dieser Teil des alten Harlungers- oder Marienberges nun getauft ist, hinan. Zur Zeit der Wendenherrschaft hat da oben das Trigglassheiligtum gestanden, später, im katholischen Mittelalter, entstand die Marienkirche, deren Modell noch im Dom aufbewahrt ist, von der selbst aber kein Stein mehr auf dem ehemaligen Standort sich befindet. Dieses Münster muß eine prächtige Pieder des Berges gewesen sein, nicht nur wegen der weithin sichtbaren Lage, sondern auch weil der Bau selbst ein architektonisches Meisterstück war; sein seltsamer Uebergang von spätromantischem Rundbogenstil zu früher Gotik, wie er sich nach dem erhaltenen Modell noch leicht vorstellen läßt. Die Geschichte des Verfalls dieses Bauwerks ist ein drastischer Beleg für den bekannten „Kunststimm“, den die Hohenzollern in der Mark allezeit betwiesen haben sollen. Die Marienkirche war nämlich trotz der baulichen Verwahrlosung, in die sie nach der Reformation geriet, noch bis ins 18. Jahrhundert hinein so gut erhalten, daß sie wahrscheinlich bis heute den Unbilden der Zeit getrotzt hätte und mindestens eine schöne Ruine geblieben wäre, wenn nicht der preussische Soldatenkönig Bausteine für einen Potsdamer Garnisonbau gebraucht hätte, wofür ihm die Brandenburger Marienkirche als Steinbruch gerade gut genug erschien. So wurde das unersehliche Bauwerk abgebrochen, das Baumaterial fortgeschleppt und die verbödete Höhe

„Schmidt“ nun neben einem als Kriegerdenkmal geweihten Aussichtsturm eine monströse Bismarckwarte, die ein reichgewordener Blechwarenfabrikant errichten ließ.

Der Marienberg bietet infolge seiner isolierten Lage trotz der geringen Höhe (64 Meter über dem Meeresspiegel) eine umfassende Rundsicht, die sich zunächst auf die zu Füßen des Berges malerisch ausgebreitete Stadt (einige Mietskasernen stören mit ihren häßlichen Hinterfronten das Bild) erstreckt und sodann nach allen Seiten weit hinein ins Westhavelland und die Zauche reicht. Von rechts und links glänzen die Spiegel märkischer Seen herauf, die das im Sonnenschein blauschwebende Band der Havel verbindet: der langgestreckte Beehsee auf der einen, der fernerliegende Breitling- oder Plauer See auf der anderen Seite. Am schönsten ist es hier oben um die Zeit des Sonnenunterganges,

„wo Nebelsäume des Berges sich heben vom blauhinterrollenden Strom“ —

und der im Westen verglimmende Feuerball seine letzte Glorie über die Ebene breitet, in die die Stadt mit ihren grauen Türmen und rauchenden Fabrikloten, den Wahrzeichen der Vergangenheit und der Gegenwart, in das dunkle Grün ihrer Parkanlagen eingebettet liegt.

Wer aber schon zur Mittagszeit die Höhe des Marienberges erreicht, hat noch Zeit genug, um nach einem Rundgang durch die den ganzen Scheitel des Berges umsäumenden neuen Parkanlagen hinunter zur Havel zu gehen und dort mit einem der nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr abgehenden Dampfer oder Motorboote flussabwärts zum Plauer See zu fahren. Auf dem Wege zur Havel passieren wir den schmucken Humboldtthain, den eine Büste des großen Naturforschers ziert, während die Igl. Strafanstalt einen etwas düsteren Hintergrund bildet.

Die Landungsstelle befindet sich dicht an der Langen Brücke, bei der einst jener oben erwähnte „Schöppenstuhl“ auf einem Pfahlbau stand. Während der Fahrt bietet sich Gelegenheit, die moderne industrielle Entwicklung der Stadt und den lebhaften Schiffsverkehr zu beobachten, der hier auf dem Berlin-Hamburger Schiffsfahrtswege herrscht. Beim „Bühnenhaus“, einem beliebten Ausflugsziel, mündet die Havel in den Plauer See, dessen weitgedehnte Wasserfläche, von dunklen Föhrenwäldern umrahmt und von grünen Inseln belebt, bis zur alten Quitzowburg reicht, deren Stelle jetzt das Plauer Schloß einnimmt. Es gibt hier, trotz der nahe gelegenen Gränert und Bustrawitz, noch manch idyllische Stelle, wo, fern von großstädtischen Ausflüglerswärmen, auch am Sonntag nur murrende Kiefern und raunendes Schilf das Geflüster der Wellen erwidern.

R. Perner.

Kleines feuilleton.

Geschichtliches.

Ein Kampf der Leipziger Universität um ihre Freiheit. Die Festtage der Leipziger Universität, die Ende dieses Monats ihr 500jähriges Jubiläum feiert, rücken immer näher heran und beleben die Erinnerung an jene Frühzeit deutschen Geisteslebens, da sie gegründet wurde. Da wird man auch der Gefahren und Kämpfe gedenken, in denen die junge Hochschule um ihre Existenz ringen mußte, und darf dabei des Jahres 1446 nicht vergessen, in dem die Universität wohl das schwerste Ringen um ihre Freiheit mannhaft durchgeführt hat. Durch die plötzliche bedeutende Steigerung des Besuches in den 40er Jahren des 15. Jahrhunderts war besonders das Ansehen der Artisten-Fakultät gewachsen, in der fast allein das akademische Leben jener Zeit pulsierte. Das erregte den Neid der anderen Fakultäten und besonders der berühmte Ordinarius der Juristen Dietrich von Wulsdorff wußte das Ohr des Universitätskanzlers, des Bischofs von Merseburg, gegen die Artisten einzunehmen, so daß sogar am 5. Juni 1442 ein Baccalaureatssegenam plötzlich verboten wurde. So entstand ein tiefer Zwiespalt in den akademischen Kreisen, aus dem immer mehr Haß und Ingrimm geboren wurde, bis schließlich der Landesherr der Universität Kurfürst Friedrich und der Bischof von Merseburg eine Kommission zu umfassenden Reformen einsetzten, die aus dem Rektor Konrad Thüne, Dietrich von Wulsdorff und dem Brandenburger Dompropst Peter Klieke bestand. Alle drei waren Gegner der Artistenfakultät und die Stnebelung der Freiheit war daher ihr Ziel, während man allgemein von ihrem Wirken erhoffte, daß sie die Gehälter der Dozenten erhöhen und vor allem die lästige V i e r t e u e r wieder aufheben würden, deren Einführung die branenden Professoren und die trinkenden Studenten besonders empfindlich berührt hatte. Am 11. Januar 1446 wurden der gesamten Universität die von dem Kurfürst genehmigten Beschlüsse vorgelesen. Zunächst befiel der Dompropst Klieke das Stabheuer und hielt eine feierliche Predigt im scholastischen Stil. Er verbreitete sich, so erzählt Farnde, über die Geschenke, welche die Heiligen drei Könige dem Christuskinde brachten, und schließlich verglich er mit diesen das Triumvirat der Reformatoren, die heute der Universität ebenfalls reiche Geschenke brächten, das Gold des Glanzes und des Reichthums, den Weihrauch des Ruhmes, die Myrrhen gesicherter Dauerhaftigkeit. Freilich fügte er etwas spitz hinzu — und hier mag schon der eine und der andere spitzig geworden sein — freilich für einige,

gewiß nur wenige, würden ihre Geschenke auch des bitteren Geschmades der Myrrhe nicht entbehren. Dann verlas Wulsdorff die Statuten und da war nichts zu finden von voller Steuerfreiheit des Bieres, nichts von Befolgung des Dekans und des Vizelanzlers, nichts von Sicherstellung der versprochenen Einkünfte, sondern in barschem Ton wurde der Universität eine nahezu löstliche Buche von oben herunter vorgeschrieben, zu deren Aufrechterhaltung vier Exekutoren vom Fürsten ernannt wurden. Eine gewaltige Aufregung entstand unter den Professoren und Magistern; man empfand diese Befehle als einen Eingriff in die heiligsten Privilegien der Selbstverwaltung und lehnte es höflich, aber bestimmt ab, sich das Recht der eigenen Statutengebung irgendwie schmälern zu lassen. Daraufhin versuchte man mit Gewalt, Drohungen und Versprechungen die widerspenstigen Magister umzustimmen, aber das mißlang bölig; alle Mitglieder der Universität verlangten vielmehr einhellig, direkt an den Kurfürsten Friedrich zu appellieren. In langem Zuge wälzte sich nun die Schar der Magister und Doktoren, umwozt von der gesamten Studentenschaft, in den Schloßhof der kurfürstlichen Pleißenburg. Völlig überrascht trat der Fürst der Deputation entgegen in demselben Saale, in dem später die Disputation zwischen Luther und Eck stattgefunden hat. Der Theologe Johannes Kone führte das Wort; er erklärte freimütig, sein König, sein Kanzler habe sich um die Gesetze der Universität zu kümmern; die Professoren ließen sich nicht behandeln, „gerade wie wenn wir Knaben unter der Rutte wären“. Auch andere leidenschaftliche Stimmen erhoben sich und riefen, brohend, daß nie und nimmer die Universität dem Fürsten die Aufsicht über sie zuerkennen werde. Eine wilde Szene entstand, als nun noch die drei vom Kurfürsten eingesetzten Reformatoren hereinstürmten, übel behandelt, ausgepöfist und verhöhnt von den Studenten, die Straßen und Burghof füllten. Gewaltiger Tumult und starkes Schimpfen hub an vor des Kurfürsten Majestät. Und sollte er zur Hölle fahren, schrie Johannes Kone, so werde er doch nie und nimmer diesen Gesetzen gehorchen; als ihn der kurfürstliche Kanzler schmähte, antwortete er mannhaft: „Herr Kanzler, man kennt Euch schon als Verleumder!“ Indigniert beendete der Kurfürst die grimmige Szene, indem er mit seinem Gefolge den Saal verließ, während die Mitglieder der Universität trotzig, ohne zu grüßen, nach der anderen Seite abgingen. Doch hatte dem Kurfürsten dies ungehörige Aufgehören der Magister bewiesen, daß es sich hier um einen harten Kampf handelte. Obgleich die Verhandlungen noch lange hin- und herbauerten, war doch von der Ausführung der Statuten keine Rede mehr. Die Universität hatte einen vollen Sieg über die Staatsgewalt davongetragen.

Kunstgewerbe.

Die antike Keramik gibt der heutigen Technik dieses Kunstgewerbes manches Rätsel auf. Wer kennt nicht die durch ihre entzückenden Formen, durch ihre mit feinem künstlerischem Verständnis entworfenen Figuren, ausgezeichneten Gefäße, die, trotzdem man sie früher etruskische nannte, jetzt als griechische Erzeugnisse erkannt sind! Die Darstellungen auf diesen Vasen, die Geschichte ihres Stils enthält noch manches ungelöste Rätsel, und nicht nur diese, sondern auch die technische Herstellung der Gefäße ist in einigen Punkten noch problematisch. Abgesehen von der Schönheit der Malerei verbinden die Gefäße große Leichtigkeit mit außergerwöhnlicher Festigkeit der Masse, und von dem sehr feinen, schön gefärbten Ton hebt sich der tief schwarze Glanz des schwarzen Firnisses in einer durch Jahrhunderte ungeschwächten Intensität ab. Von der Leichtigkeit und Festigkeit überzeugen besonders die großen Amphoren oder Krater, mit ihren dünnen Wänden, die mitunter mehrere Fuß hoch sind. Man hat angenommen, daß solche Gefäße nicht in einem Stücke hergestellt worden sind, sondern einem bereits fertigen Teil ein Stück nach dem anderen aufgesetzt wurde, worauf erst mit der Hand, und dann mit besonders vorgerichteten Instrumenten die Spuren der Zusammenfügung verwischt wurden. So wurde das Faß des Diogenes gleichsam aufgebaut. Daneben stellte man auch große Amphoren auf der Töpferscheibe her, wobei die hervorragende Geschicklichkeit der Töpfer durch die namentlich in Attika vorzügliche Qualität des Tons unterstützt wurde. Ebenowenig wie die Feinheit, Leichtigkeit und Festigkeit der alten Vasen, ist es moderner Nachahmung bisher gelungen, das Geheimnis der glänzend schwarzen Firnisfarbe zu finden, die auf dem roten Grunde des mennigefärbten Tons den vorzüglichsten Reiz dieser Gefäße bildet. Der Firnis besteht aus einer leichten und dabei so zähen Masse, daß es bisher nicht möglich war, sie mit Scheidewasser aufzulösen. Man hat Asphalt und Naphta, auch Eisenoxyd zu finden geglaubt, andere haben die Vermutung geäußert, daß dieser Ueberzug durch besonders eindringende, mit Farbstoffen geschwängerte Dämpfe bewirkt worden sei, aber alle bisher praktisch angestellten Versuche haben nicht das gewünschte Resultat gehabt. So kommt es, daß kein neuerer Fabrikant, die ähnerst geschickten neapolitanischen Nachahmer nicht ausgenommen, die Schönheit und Dauerhaftigkeit der antiken Gefäße in ihrer ganzen Vollkommenheit wieder auferstehen lassen konnte. Auf keinem Gebiete lassen sich deshalb auch so leicht Fälschungen vom Echtem unterscheiden, und der unerbittlich hohe Preis der Nachahmungen trägt nicht dazu bei, ihre Verbreitung zu erhöhen. Die Wiedererweckung dieser verlorenen Kunst brachte unserem Kunstgewerbe eine dankenswerte Bereicherung.